Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1916-1917)

Artikel: Um das schweizerische Feuilleton
Autor: Bretscher, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749255

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UM DAS SCHWEIZERISCHE FEUILLETON

Der Weltkrieg hat eine Generalparole ausgegeben. „National" lautet sie. Das Wort ist heute in allen kriegführenden Lagern Trumpf und hat den kosmopolitischen Allüren der Friedenszeit einen harten Kampf angesagt, in dem es sich überraschend schnell die wichtigsten Positionen erobert hat. Das auffallendste Beispiel für die geistigen Revolutionen, denen der Krieg in seinen Auswirkungen auf kulturellem Gebiete gerufen hat, ist Deutschland, wo man das vordem so gehätschelte Weltbürgertum gleich in den ersten Sturmtagen in den Winkel geworfen und einen förmlichen Vernichtungsfeldzug gegen alles feindlich Ausländische begonnen hat. Man entdeckte auf einmal bei und an sich selbst so viel Schönes und Vortreffliches, am Gegner umgekehrt so viel Minderwertiges und Verächtliches, dass ein Gefühl der Selbstgenügsamkeit mächtig emporgekeimt ist, das neben allerlei nützlichen auch recht wunderliche Blüten treibt.

Aber auch der Neutrale ist von der nationalen Strömung ergriffen worden. Der kalte Wind, der von den Schlachtfeldern Europas den Blutgeruch und Feuerdunst des großen Ringens zu ihm hinüberträgt, hat auch ihn bewogen, seinen Rock mit einer entschiedenen Bewegung zuzuknöpfen und dem Nachbarn ein mahnendes „Drei Schritt vom Leib!" zuzurufen. Wo bisher bloß die *politischen* Schranken bestanden, beginnt er heute, die *geistigen* Grenzpfähle einzurammen: „Das ist mein, das dein!"

Auch in unserer Schweiz hat mit dem Kriege kräftig eine Bewegung eingesetzt, die mit vollem Recht die Gefahren einer zu weitgehenden kulturellen Abhängigkeit von den uns umgebenden Staaten aufdeckte und Abhilfe forderte. Es ist sogar — was bei uns Schweizern in vielen Fällen etwas heißen will — nicht bei den Worten geblieben, sondern die Bewegung hat Taten gezeitigt, die einen wichtigen Schritt vorwärts in der Lösung des so urplötzlich aufgetauchten nationalen Problems bedeuten. Ich denke an die Gründung der „Neuen Helvetischen Gesellschaft", des Verbandes „Pro Ticino", an das Werk der Soldatenlesestuben.

In der richtigen Erkenntnis, dass die Presse den gewaltigsten Einfluss auf die Mentalität eines Volkes ausübe, hat vor allem die „Neue Helvetische Gesellschaft" diesem Gebiete ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Übernahme der schweizerischen Sonntagsblätter, die Gründung des „Schwyzerhüsli" sind Früchte ihrer bisherigen Bestrebungen. Auf diese bedeutsamen Neuerungen nimmt Herr Monod Bezug in seinen Darlegungen über den schweizerischen Feuilleton-Roman, die in Heft 19 dieser Zeitschrift enthalten sind.

Und nach dieser Abschweifung damit nun zum Thema. Es sei im voraus gesagt: es ist zu begrüßen, dass auch an diesem Platze wieder einmal das wichtige Problem angeschnitten worden ist, welches die Versorgung des Schweizervolkes mit gesunder literarischer Kost darstellt. Herr Monod hat in seinem Aufsatze auch gleich einige Vorschläge zu dessen Lösung gemacht, und die gefallenen Anregungen sollen, nach vorliegenden Presseäußerungen zu schließen, bereits auf fruchtbaren Boden gefallen sein.

Herr Monod hat in jenem Artikel vollständig richtig den Stand unseres schweizerischen Feuilletons charakterisiert und festgestellt, dass dessen literarische Höhe eine unbestreitbar zweifelhafte ist. Wenn er nun wünscht, dass vor allem der schlechte ausländische Roman durch unsere guten schweizerischen Produkte

ersetzt und auf solche Weise eine Nationalisierung des Feuilletonteils erreicht werde, so können wir ihm hierin immerhin nur bedingt folgen. Es seien zu dieser Frage einige Erwägungen geltend gemacht, die von Wichtigkeit sind:

Es scheint mir, dass in der Behandlung dieses Problems nicht bloß ein schweizerisch begrenztes Interesse ins Feld geführt werden darf. Die nationale Bewegung in unserem Lande steht — wenn ich mich in der Beurteilung der Lage nicht irre — in Gefahr, gewisse Einseitigkeiten zu zeitigen, vor denen man sich hüten sollte. Wir müssen uns dazu verstehen, die aus vaterländischen Motiven heraus entstandenen Bestrebungen von weiten Gesichtspunkten aus zu beurteilen und zu leiten. So auch in der Frage des schweizerischen Feuilletons.

Nicht in erster Linie auf die ausländische Herkunft der aus den Nachbarstaaten importierten Produkte möchte ich den Schwerpunkt der von Herrn Monod geübten Kritik gelegt wissen, sondern auf deren literarische Wertlosigkeit. Die Provenienzfrage brauchte bei wirklich guten, nicht einseitig nationalistisch orientierten Werken keineswegs so schwer ins Gewicht zu fallen. „Mehr schweizerische Literatur!" man darf ja diesem Rufe freudig zustimmen. Aber man sollte sich bemühen, hier einen Mittelweg zu finden, auf dem sich die Frage der Gestaltung unseres schweizerischen Feuilletons derart lösen ließe, dass neben unsern schweizerischen Schriftstellern auch das Ausland in seinen guten und bedeutenden literarischen Erzeugnissen vertreten wäre.

Nach meiner Auffassung ist es uns nicht gestattet, aus gewissen trüben Erfahrungen dieser Kriegszeit heraus unsern Nachbarländern gegenüber geistige Barrikaden aufzuwerfen. Man sei davon überzeugt: in allen Ländern wird eine Reaktion auf die gegenwärtige nationale Strömung nicht ausbleiben. Wohl werden dem Ende dieses Krieges vielleicht ein paar Jahre strenger Abschließung der einzelnen Staaten unter sich (ich denke natürlich vor allem an die Kriegführenden) folgen. Aber dieser Zustand kann nicht lange dauern. Die Zukunft gehört doch dem Weltbürgertum.

Darum sollen wir Schweizer wohl da kräftig mitarbeiten, wo es sich um eine Stärkung unseres nationalen Empfindens handelt, dürfen aber darüber eines nicht vergessen: weltbürgerlich zu denken. In diesem Sinne sollte unser Feuilleton nicht bloß die Pflegemutter unserer Eigenkultur werden, sondern zu gleicher Zeit auch ein Spiegelbild des Schönen und Bedeutenden unserer weitern Umgebung. Wir brauchen darin die kosmopolitische Note. Sie wird uns — und darin liegt eine hohe friedensfördernde Tendenz — dazu mithelfen, die Völker in ihrer so häufig verkannten Psychologie, in ihrer besondern Art und Sitte kennen zu lernen.

Nun muss ich freilich Herrn Monod ohne weiteres Recht geben, wenn er sich über die schlechten literarischen Qualitäten der Großzahl unserer vom Ausland bezogenen Feuilletons beklagt. Die Verdrängung derselben durch das in so reichlichem Maße sprossende Eigengewächs unseres Landes — mit den in den vorhergehenden Ausführungen gemachten Beschränkungen — wäre ein bedeutender Fortschritt. Nur stellt sich leider diesem Fortschritt eines der gewichtigsten und nach meiner Auffassung bisher zu wenig in Berechnung gezogenen Hindernisse entgegen. Dieses Hindernis liegt im literarischen Geschmack des Lesers — besser gesagt: der Leserin.

Der Geschmack des Lesers! Er ist — man darf sich das gestehen — durchschnittlich ein ziemlich schlechter. Es ist tatsächlich nicht so, als ob nur aus rein ökonomischen Gründen die Redaktionen vor allem der kleineren Zeitungen unseres Landes die ausländischen Werke zum Abdruck brächten.

Sondern der Geschmack des Publikums zwingt die Zeitung, zu liefern, was seinem Gaumen eben genehm ist. Und dazu gehört in erster Linie der tendenzhafte Sensations- und Liebesroman, der sogenannte „Schmachtfetzen".

Um dies zu verstehen, braucht es nur etwas Psychologie. Denn es liegt ja sozusagen auf der Hand, dass dem künstlerisch und wissenschaftlich ungebildeten Leser der ausländische Roman insofern mehr bietet, als er unbekannte, fremde und darum in vielen Beziehungen reizvolle Verhältnisse schildert. Die eigenen Zustände und Sitten, die eigenen Gegenden und deren Bewohner, das sind für die meisten Leser geistige Banalitäten, von denen hinweg sie ihre Phantasie am liebsten in jene glänzenden Salons schöner Fürstinnen oder in die dunkeln Verbrecherhöhlen fieberdurchraster Großstädte flüchten, wie sie im Feuilleton-Roman des Auslandes mit allem Raffinement und in reichlich greller Bemalung gezeigt werden.

Die innerliche Unwahrheit des Werkes tut dabei dem Genießenden keinen Abbruch. Es entgeht dem Leser vollständig, wie unwahrscheinlich schwarz der Bösewicht und wie überirdisch weiß daneben der Unschuldige dargestellt wird. Im Gegenteil, gerade in diesen unmöglichen Kontrasten findet er den Reiz der Lektüre. Auch mit welch künstlichen Mitteln das epische Geschehen häufig ausgesponnen wird, kommt ihm nicht zum Bewusstsein; die Spannung und Anteilnahme an der interessanten Handlung verschlingt alles. Wie prosaisch nüchtern muss daneben so viel Gutes und Schönes, wirklich Wertvolles und *Wahres* erscheinen, weil es das unangenehme Lokalkolorit (wenn auch hier im weitern Sinne) und zu wenig starkschmeckende Süßlichkeit oder kinohafte Dramatik aufzuweisen hat.

Das alles ist mit ein Grund, weshalb wir dem Publikum wenigstens den *guten* ausländischen Roman lassen möchten. Es verdaut das kräftige Schwarzbrot unserer heimischen Literatur eher, wenn ihm hie und da eine angenehme Abwechslung im Menu geboten wird. Es darf an dieser Stelle vielleicht bemerkt werden, dass der nationale Einschlag der von der „N. H. G." übernommenen Sonntagsblätter nicht durchwegs Zustimmung gefunden hat. Ein Teil der Leserschaft ist unbefriedigt. Dass ihr nun auch noch der Feuilleton-Roman so vollständig schweizerisch-literarisch „verwässert" würde, dagegen würde sie sich wohl zu wehren wissen.

So greift das Problem der Hebung unseres schweizerischen Feuilletons tiefer, als man zu Anfang glauben möchte. Es handelt sich nicht bloß um die formelle Beseitigung der schlechten ausländischen Ware in unsern schweizerischen Zeitungen; denn das Publikum wüsste sich seine Kost gleichwohl noch zu verschaffen. Es handelt sich um eine allgemeine Hebung und Pflege des Volksgeschmacks und zwar nicht nur auf literarischem Gebiete. Auch die Presse hat hiefür ihr Bestes zu leisten; aber eine Hauptarbeit muss nach meiner Ansicht *in der Schule* geschehen.

Auch für die Schule wird zurzeit bekanntlich in vielen Punkten einer Neuorientierung gerufen. Sollte in ihr nicht eine bessere Pflege des Künstlerisch-Kulturellen möglich sein? Man sollte den literarischen Geschmack der Jugend schon in der Volksschule zu wecken und zu veredeln suchen, wozu man vielleicht eigene Stunden schaffen und andere, weniger wichtige Fächer von mehr theoretischer Bedeutung kürzen müsste. Ich denke z. B. an die deutsche Poetik, von welcher ruhig behauptet werden kann, dass sie für den Schüler der Volksschule von sehr untergeordneter, ja sogar verschwindender Bedeutung ist.

Doch über die Wege, die hier beschritten werden können, maßen wir uns

kein Urteil an. Diese Frage gehört den Schulmännern vom Fach. Sie scheint mir wichtig genug, dass ihr Aufmerksamkeit geschenkt werde. Mit ihrer Lösung hätten wir zugleich das Problem des schweizerischen Feuilletons mehr als zur Hälfte gelöst.

WINTERTHUR WILLY BRETSCHER

□□□

LE COURS DE LINGUISTIQUE GÉNÉRALE

de F. DE SAUSSURE

L'étude si sympathique que M. Adolf Keller vient de consacrer dans *Wissen und Leben* à un théologien de la Suisse romande me fait croire qu'en dépit des événements tragiques qui retiennent ailleurs l'attention, le moment n'est pas défavorable peut-être pour présenter à des confédérés désireux de connaître les maîtres de notre pensée le *Cours de linguistique générale*, la grande œuvre posthume de Ferdinand de Saussure.[1]) Je n'ai, hélas! d'autres titres à parler ici de ce livre et de son auteur que l'amitié des éditeurs, et le regret de n'avoir pas mieux profité du rare privilège que j'ai eu d'avoir été pendant plusieurs semestres l'élève de cet homme de génie. Le mot n'est pas trop fort: l'impression que Ferdinand de Saussure faisait sur ses auditeurs était unique. Sans doute elle tenait pour une part à ce que nous savions de lui par ailleurs, ce mémoire sur le vocalisme indo-européen qu'il avait publié à l'âge de vingt ans et qui avait entièrement révolutionné la science linguistique. Mais ses cours en eux-mêmes avaient quelque chose de saisissant: d'une voix très douce, le regard comme absorbé dans une contemplation lointaine, il nous exposait, sans note aucune, autant qu'il m'en souvient, des rapprochements savants, des inductions ingénieuses qui étaient autant de découvertes personnelles. Nous sentions au sortir de ses leçons que nos modestes cahiers de notes valaient leur pesant d'or, que les premières revues scientifiques du monde seraient fières d'en publier le contenu, dont notre maître négligerait sans doute de faire part lui-même au monde savant. En 1906 Ferdinand de Saussure ajouta à son enseignement, qui jusqu'alors avait porté surtout sur le sanscrit et sur la grammaire comparée des langues indo-européennes, un cours de linguistique générale. Ce sont les notes de ce cours que deux de ses élèves, maîtres à leur tour, MM. Bally et Sechehaye, ont réunies avec soin et amour, avec piété. Malgré tout l'art des éditeurs le livre donnera peut-être d'abord au lecteur l'impression d'un assemblage de matériaux plus que d'un édifice achevé; mais bientôt ces matériaux apparaissent si solides, si bien taillés, d'un grain si fin, qu'il font taire les regrets stériles. Le respect dont des éditeurs aussi distingués témoignent pour la pensée de leur auteur a, en lui-même, quelque chose de saisissant. Les professeurs groupés l'été dernier à Genève par les beaux cours de vacances de l'institut J. J. Rousseau se souviendront de l'humilité avec laquelle le savant linguiste, le maître original et subtil, qu'est M. Bally renvoyait ses auditeurs au *Cours* de Saussure. Il vaut la peine de connaître un homme qui inspire des sentiments de ce genre.

---

[1]) Lausanne, Payot 1916.